

Leseprobe aus:

Jeffrey Eugenides
Middlesex



DER SILBERLÖFFEL

Ich wurde zweimal geboren: zuerst, als kleines Mädchen, an einem bemerkenswert smogfreien Januartag 1960 in Detroit und dann, als halbwüchsiger Junge, in einer Notfallambulanz in der Nähe von Petoskey, Michigan, im August 1974. Fachleute unter den Lesern könnten mir in der Studie «Geschlechtliche Identität bei 5-alpha-Reduktase-Pseudohermaphroditen» von Dr. Peter Luce, 1975 erschienen im *Journal of Pediatric Endocrinology*, schon einmal begegnet sein. Oder vielleicht haben Sie mein Foto im sechzehnten Kapitel des heute arg veralteten Standardwerks *Genetik und Vererbung* gesehen. Ich bin das Kind auf Seite 578, das nackt, mit einem schwarzen Balken vor den Augen, neben einer Messlatte steht.

Auf meiner Geburtsurkunde lautet mein Name Calliope Helen Stephanides. Mein neuester Führerschein (ausgestellt von der Bundesrepublik Deutschland) nennt als meinen Vornamen schlicht Cal. Ich bin ehemaliger Feldhockeykeeper, langjähriges Mitglied der Rettet-die-Manatis-Stiftung, seltener Besucher der griechisch-orthodoxen Messe und, den Großteil meines Erwachsenenlebens, in Diensten des US-amerikanischen Außenministeriums. Wie Teiresias war ich erst das eine und dann das andere. Ich wurde von Mitschülerinnen gehänselt, von Ärzten als Versuchskaninchen benutzt, von Spezialisten abgetastet und von wissenschaftlichen Institutionen erforscht. Ein rothaariges Mädchen aus Grosse Pointe verliebte sich in mich, ohne zu wissen, was ich war. (Auch ihr Bruder mochte mich.) Einmal führte mich ein

Armeepanzer in eine Straßenschlacht; ein Swimmingpool machte aus mir einen Mythos; ich habe meinen Körper verlassen, um andere zu bewohnen – und das alles geschah, bevor ich sechzehn wurde.

Nun aber, mit einundvierzig, spüre ich, dass mir noch eine weitere Geburt bevorsteht. Nachdem ich sie jahrzehntelang vernachlässigt habe, denke ich auf einmal an verstorbene Großtanten und -onkel, verloren geglaubte Großväter, unbekannte Cousinsen fünften Grades oder, im Falle einer aus Inzucht hervorgegangenen Familie wie der meinen, an all das zugleich. Und daher möchte ich, bevor es zu spät ist, etwas endgültig niederschreiben: die Achterbahnfahrt eines Gens durch die Zeit. Singe jetzt, o Muse, die Geschichte der rezessiven Mutation auf meinem Chromosom fünf! Singe, wie es sich vor zweieinhalb Jahrhunderten auf den Hängen des Olymp ausbildete, während die Ziegen meckerten und die Oliven zu Boden plumpsten. Singe, wie es über neun Generationen hinweg weitergegeben wurde und sich unsichtbar in dem verseuchten Pool der Familie Stephanides einnistete. Und singe, wie die Vorsehung in Gestalt eines Massakers das Gen wieder weiterfliegen ließ, wie es einem Samen gleich über den Atlantik nach Amerika wehte, wo es durch sauren Regen trieb, bis es zur Erde fiel, auf den fruchtbaren Boden des mittelwestlichen Schoßes meiner Mutter.

Tut mir Leid, wenn ich manchmal ein wenig homerisch werde. Aber auch das steckt mir in den Genen.

Drei Monate vor meiner Geburt, es war nach einem unserer aufwendigen Sonntagsessen, wies meine Großmutter Desdemonia Stephanides meinen Bruder an, ihr die Seidenraupenkiste zu holen. Pleitegeier war gerade auf dem Weg zur Küche, um sich einen Nachschlag Milchreis zu holen, als sie sich ihm in den Weg stellte. Mit ihren siebenundfünfzig Jahren, ihrer kleinen, gedrungenen

Figur und dem einschüchternden Haarnetz war meine Großmutter in idealer Weise dazu befähigt, sich Leuten in den Weg zu stellen. Hinter ihr, in der Küche, hatte sich lachend und flüsternd das große weibliche Kontingent jenes Tages versammelt. Fasziniert reckte Pleitegeier sich zur Seite, um zu sehen, was da vor sich ging, doch Desdemona kniff ihn fest in die Wange. Nachdem sie so seine Aufmerksamkeit wiedergewonnen hatte, zeichnete sie ein Rechteck in die Luft und deutete auf die Decke. Dann sagte sie durch ihr schlecht sitzendes Gebiss: «Geh für *jiajia* holen, Püppchen-*mou*.»

Pleitegeier wusste, was er zu tun hatte. Er rannte über den Flur in den Wohnraum. Auf allen vieren krabbelte er die schlichte Treppe in den ersten Stock hinauf. An den Schlafzimmern vorbei sauste er den oberen Flur entlang. An dessen Ende war eine nahezu unsichtbare Tür, tapeziert wie der Einstieg zu einem Geheimgang. Pleitegeier ortete den winzigen Türkнопf auf Höhe seines Kopfes und zog mit aller Kraft die Tür auf. Dahinter lag eine weitere Treppe. Einen langen Augenblick starrte mein Bruder zögernd in das Dunkel über ihm, bis er, nun ganz langsam, in die Mansarde hochstieg, in das Reich meiner Großeltern.

Auf Turnschuhen lief er unter den zwölf feuchten, mit Zeitungspapier ausgeschlagenen Vogelkäfigen hindurch, die von den Dachbalken herabgingen. Unerschrocken tauchte er in das beißende Aroma meiner Großeltern, einer Mischung aus Mottenkugeln und Haschisch. Er umkurvte den mit Büchern voll gestapelten Schreibtisch meines Großvaters und seine Sammlung Rembetika-Schallplatten. Schließlich, nachdem er noch gegen die Lederottomane und den kreisrunden Messingcouchtisch gestoßen war, gelangte er zum Bett meiner Großeltern und, darunter, zu der Seidenraupenkiste.

Aus Olivenholz geschnitzt, ein wenig größer als ein Schuhkarton, hatte sie einen Blechdeckel, in den winzige Luftlöcher ge-

stanzt und das Bild eines unkenntlichen Heiligen eingepägt waren. Das Gesicht des Heiligen war abgewetzt, doch die Finger seiner rechten Hand hatte er zur Segnung eines kleinen, purpurroten, ungeheuer selbstbewusst wirkenden Maulbeerbaums erhoben. Pleitegeier betrachtete diese lebendige botanische Erscheinung eine Weile, dann zog er die Kiste ganz unterm Bett hervor und öffnete sie. Im Innern waren zwei Hochzeitskronen aus Schnur und, wie Schlangen aufgerollt, zwei lange Haarzöpfe, jeder mit einem bröckelnden schwarzen Band zusammengebunden. Er berührte einen der Zöpfe mit dem Zeigefinger. Da kreischte ein Sittich auf. Mein Bruder fuhr zusammen und schloss die Kiste, klemmte sie sich unter den Arm und brachte sie Desdemona.

Sie wartete noch immer an der Tür. Kaum hatte sie ihm die Seidenraupenkiste aus den Händen genommen, ging sie damit zurück in die Küche. Pleitegeier erhaschte einen Blick in den Raum, in dem alle Frauen nun verstummt. Sie wichen zur Seite, um Desdemona durchzulassen, und dort, mitten auf dem Linoleum, war meine Mutter. Tessie Stephanides saß zurückgelehnt auf einem Küchenstuhl, hingedrückt von der gewaltigen, trommelharten Kugel ihres schwangeren Bauchs. Auf ihrem Gesicht, das gerötet und erhitzt war, lag ein seliger, hilfloser Ausdruck. Desdemona stellte die Seidenraupenkiste auf den Küchentisch und klappte den Deckel auf. Sie langte unter die Hochzeitskronen und die Haarzöpfe und förderte etwas zutage, was Pleitegeier übersehen hatte: einen Silberlöffel. An den Griff des Löffels band sie ein Stück Bindfaden. Dann beugte sie sich vor und ließ den Löffel über dem angeschwollenen Bauch meiner Mutter baumeln. Und, somit, über mir.

Bis dahin war Desdemonas Bilanz ohne Makel gewesen: drei- undzwanzig richtige Voraussagen. Sie hatte gewusst, dass Tessie Tessie werden würde. Sie hatte das Geschlecht meines Bruders

und aller Kinder ihrer Kirchenfreundinnen vorausgesagt. Die einzigen Kinder, deren Geschlecht sie nicht geweissagt hatte, waren ihre eigenen, weil es einer Mutter Unglück brachte, wenn sie die Mysterien des eigenen Schoßes ergründete. Furchtlos hingegen ergründete sie den meiner Mutter. Nach anfänglichem Zögern schwenkte der Löffel auf Nord-Süd, was bedeutete, dass ich ein Junge werden würde.

Breitbeinig auf dem Stuhl sitzend, versuchte meine Mutter zu lächeln. Sie wollte keinen Jungen. Sie hatte schon einen. Ja, sie war so sicher, dass ich ein Mädchen werden würde, dass sie nur einen Namen für mich ausgesucht hatte: Calliope. Doch als meine Großmutter auf Griechisch «Ein Junge!» brüllte, flog der Schrei in der Küche umher und hinaus auf den Flur und über den Flur ins Wohnzimmer, wo die Männer politisierten. Und meine Mutter, die ihn wieder und wieder hörte, glaubte schließlich, dass das, was sie hörte, wahr sein könnte.

Als der Schrei meinen Vater erreichte, marschierte der sogleich in die Küche, um seiner Mutter zu sagen, dass ihr Löffel ausnahmsweise Unrecht habe. «Und wie willst du wissen?», fragte Desdemona ihn. Worauf er antwortete, was viele Amerikaner seiner Generation geantwortet hätten:

«Das ist Wissenschaft, Ma.»

Seit sie beschlossen hatten, ein zweites Kind zu bekommen – das Diner lief gut, und Pleitegeier war den Windeln lange schon entwachsen –, waren sich Milton und Tessie einig, dass sie eine Tochter haben wollten. Pleitegeier war gerade fünf geworden. Unlängst hatte er im Garten einen toten Vogel gefunden und ins Haus gebracht, um ihn seiner Mutter zu zeigen. Er schoss gern auf Sachen, hämmerte gern auf Sachen, zerdepperte gern Sachen und rangelte gern mit seinem Vater. In einem so männlichen Haushalt kam sie sich allmählich ein wenig überflüssig vor und sah

sich, zehn Jahre später, schon in einer Welt aus Lenkrädern und Leistenbrüchen gefangen. Eine Tochter als Widerstandskämpferin musste her: eine, die wie sie Schoßhündchen liebte, die ihren Vorschlag unterstützte, zur «Ice Capades»-Revue zu gehen. Im Frühjahr 1959, als die Diskussionen über meine Zeugung schon im Gange waren, konnte meine Mutter nicht voraussehen, dass die Frauen bald tausendfach ihre Büstenhalter verbrennen würden. Ihre waren wattiert, steif, feuerfest. Sosehr Tessie ihren Sohn auch liebte, wusste sie doch, dass es gewisse Dinge gab, die sie nur mit einer Tochter würde teilen können.

Morgens auf der Fahrt zur Arbeit hatte mein Vater Visionen von einem unwiderstehlich süßen, dunkeläugigen kleinen Mädchen gehabt. Es saß auf dem Sitz neben ihm – meistens bei Rot – und richtete Fragen an sein geduldiges, allwissendes Ohr. «Wie nennt man das da, Daddy?» – «Das? Das ist das Cadillac-Emblem.» – «Was ist das Cadillac-Emblem?» – «Also, vor langer Zeit gab es mal einen französischen Forscher namens Cadillac, und der hat dann Detroit entdeckt. Und das Emblem war sein Familienwappen, aus Frankreich.» – «Was ist Frankreich?» – «Frankreich ist ein Land in Europa.» – «Was ist Europa?» – «Das ist ein Kontinent, und der ist wie ein großes Stück Land, viel, viel größer als ein Staat. Aber Cadillacs kommen nicht mehr aus Europa, *koukla*. Sie kommen von hier, aus den guten alten USA.» Die Ampel sprang auf Grün, und er fuhr weiter. Doch mein Prototyp blieb. Das Mädchen war auch noch an der nächsten und der übernächsten Ampel da. So angenehm war es mit ihr, dass mein Vater, ein Mann voller Tatendrang, beschloss zu überlegen, was er tun könnte, um diese Vision Wirklichkeit werden zu lassen.

So kam es: Seit einiger Zeit erörterten die Männer im Wohnzimmer, wo sonst politisiert wurde, nun auch die Geschwindigkeit von Sperma. Peter Tatakis, «Onkel Pete», wie wir ihn nannten, war ein führendes Mitglied des Debattierclubs, der sich

wöchentlich auf unseren schwarzen Zweiersofas zusammenfand. Als ewiger Junggeselle hatte er in Amerika keine Familie und sich deshalb der unseren angeschlossen. Jeden Sonntag kam er, ein hoch gewachsener, backpflaumengesichtiger, traurig wirkender Mann mit gewelltem Haar, dessen Vitalität überhaupt nicht zu ihm passen wollte, in seinem rotweinfarbenen Buick bei uns vorbei. Kinder interessierten ihn nicht. Der Freund der *Great Books*-Reihe – die er gleich zweimal gelesen hatte – beschäftigte sich mit ernsthaftem Denken und der italienischen Oper. In der Geschichte galt seine Leidenschaft Edward Gibbon und in der Literatur den Aufzeichnungen der Madame de Staël. Gern zitierte er, was jene geistreiche Dame über die deutsche Sprache gesagt hatte, nämlich dass sich das Deutsche nicht für eine Unterhaltung eigne, da man immer bis zum Satzende auf das Verb warten müsse und darum niemandem ins Wort fallen könne. Onkel Pete hatte Arzt werden wollen, doch die «Katastrophe» hatte diesen Traum beendet. In den Vereinigten Staaten angekommen, hatte er sich zwei Jahre lang an einer Chiropraktikerschule gequält, und seitdem besaß er eine kleine Praxis im Detroit-er Vorort Birmingham mit einem menschlichen Skelett, dessen Raten er noch immer abbezahlte. In jener Zeit hatten Chiropraktiker noch einen etwas zweifelhaften Ruf. Zu Onkel Pete ging man nicht, um sich die Kundalini erwecken zu lassen. Er ließ Häse knacken, richtete Wirbelsäulen ein und machte maßgefertigte Senkfußeinlagen aus Schaumgummi. Gleichwohl war er Sonntag nachmittags derjenige bei uns im Haus, der einem Arzt am nächsten kam. Als junger Mann hatte er sich den halben Magen entfernen lassen, und nun trank er nach dem Essen immer eine Pepsi-Cola, um der Verdauung seines Mahls auf die Sprünge zu helfen. Diese Limonade sei nach dem Verdauungsenzym Pepsin benannt, klärte er uns weise auf, und daher für diese Aufgabe genau das Richtige.

Diese Art von Wissen flößte meinem Vater Vertrauen ein in das,

was Pete über die Fortpflanzungszyklen sagte. Den Kopf auf einem Zierkissen, die Schuhe abgestreift, die Anlage meiner Eltern spielte leise *Madame Butterfly*, erklärte Onkel Pete, man habe unterm Mikroskop beobachtet, dass Spermien mit männlichen Chromosomen schneller schwömmen als die mit weiblichen. Diese Behauptung löste unter den in unserem Wohnzimmer versammelten Restaurantbesitzern und Pelzappreteuren Heiterkeit aus. Mein Vater allerdings nahm die Haltung seiner Lieblingskulptur ein, *Der Denker*, von der auf dem Telefontischchen an der gegenüberliegenden Wand eine Miniaturausführung stand. Obwohl das Thema in der freimütigen Verdauungsatmosphäre jener Sonntage aufgekommen war, gab es keinen Zweifel daran, dass das Sperma, über das geredet wurde, ungeachtet des unpersönlichen Tons der Diskussion dasjenige meines Vaters war. Onkel Pete stellte klar: Um ein Mädchen zu bekommen, solle ein Paar «vierundzwanzig Stunden vor dem Eisprung geschlechtlich verkehren». Die schnellen männlichen Spermien würden losflitzen und absterben. Die weiblichen dagegen, die lahmer, aber verlässlicher seien, würden genau dann eintreffen, wenn das Ei springe.

Mein Vater hatte Mühe, meine Mutter zu überreden, es nach dieser Methode zu versuchen. Tessie Zizmo war noch Jungfrau, als sie mit zweiundzwanzig Jahren Milton Stephanides geheiratet hatte. Ihre Verlobung, die mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs zusammenfiel, war eine keusche Angelegenheit gewesen. Meine Mutter machte es stolz, wie sie es geschafft hatte, das Feuer meines Vaters gleichzeitig zu entfachen und zu ersticken, wodurch sie ihn für die Dauer eines Weltenbrandes auf kleiner Flamme hielt. Das stellte allerdings keine allzu große Schwierigkeit dar, da sie in Detroit und Milton in Annapolis an der amerikanischen Marineakademie war. Über ein Jahr lang entzündete Tessie in der griechischen Kirche Kerzen für ihren Verlobten, während Milton ihre

Fotos betrachtete, die er über seiner Kojе angepinnt hatte. Er fotografierte sie am liebsten nach Art der Filmzeitschriften, von der Seite, einen Stöckel auf einer Stufe, sodass eine große Fläche schwarzer Strumpf zu sehen war. Meine Mutter sieht auf diesen alten Schnappschüssen verblüffend geschmeidig aus, als hätte sie nichts lieber gehabt, als auf Geheiß ihres uniformierten Verlobten vor den Veranden und Lampenmasten des bescheidenen Viertels zu posieren.

Ihre Kapitulation erfolgte erst nach der Japans. Dann, von der Hochzeitsnacht an (soweit es stimmte, was mein Bruder meinen zugehaltenen Ohren erzählte), schliefen meine Eltern regelmäßig und gern miteinander. Als es ans Kinderkriegen ging, hatte meine Mutter jedoch ihre eigenen Vorstellungen. Sie glaubte fest daran, dass ein Embryo das Ausmaß der Liebe spürte, mit der er erschaffen worden war. Aus diesem Grund kam der Vorschlag meines Vaters bei ihr nicht besonders gut an.

«Was glaubst du denn, was das ist, Milt, die Olympiade?»

«Ich meine doch bloß theoretisch», sagte mein Vater.

«Was weiß Onkel Pete schon vom Kinderkriegen?»

«Er hat so einen Artikel im *Scientific American* gelesen», sagte Milton. Und um seinem Anliegen Nachdruck zu verleihen: «Die Zeitschrift hat er abonniert.»

«Also, wenn mein Rücken im Eimer ist, dann würde ich zu Onkel Pete gehen. Oder wenn ich Plattfüße hätte wie du. Aber sonst nicht.»

«Das ist aber alles bewiesen. Unterm Mikroskop. Die männlichen Spermien sind schneller.»

«Bestimmt auch dümmer.»

«Nur zu. Lästere über die männlichen Spermien, so viel du willst. Jederzeit. Wir brauchen kein männliches Sperma. Wir brauchen ein gutes altes, langsames, verlässliches weibliches Sperma.»

«Und selbst wenn es wahr wäre, ist es trotzdem lächerlich. Ich kann das nicht wie ein Uhrwerk, Milt.»

«Für mich wär's schwieriger als für dich.»

«Ich will nichts davon hören.»

«Ich dachte, du willst eine Tochter.»

«Will ich auch.»

«Na bitte», sagte mein Vater. «Und so kriegen wir eine.»

Tessie tat diesen Vorschlag mit einem Lachen ab. Doch hinter ihrem Sarkasmus steckte ein ernster moralischer Vorbehalt. Die Einmischung in etwas derart Mysteriöses und Wunderbares wie die Geburt eines Kindes war ein Akt der Hybris. Ohnehin glaubte Tessie gar nicht, dass das ging. Und selbst wenn es ging, so fand sie, dass man es nicht versuchen sollte.

Natürlich kann sich ein Erzähler in meiner Position (zu jener Zeit noch präfetal) all dessen nicht ganz sicher sein. Den wissenschaftlichen Wahn, der meinen Vater in jenem Frühjahr '59 überfiel, kann ich nur als ein Symptom des Fortschrittsglaubens erklären, der damals jeden infizierte. Wir erinnern uns, erst zwei Jahre zuvor war der *Sputnik* ins All geschossen worden. Die Kinderlähmung, derentwegen man meine Eltern in den Sommern ihrer Kindheit zu Hause unter Quarantäne gestellt hatte, war mit dem Salk-Impfstoff besiegt worden. Noch hatten die Leute keine Ahnung gehabt, dass Viren schlauer sind als Menschen, und geglaubt, sie gehörten bald der Vergangenheit an. In diesem optimistischen Nachkriegsamerika, dessen Ende ich gerade noch erhaschte, war ein jeder Herr über das eigene Schicksal, also war es nur folgerichtig, dass auch mein Vater versuchte, Herr über seines zu sein.

Einige Tage nachdem er Tessie seinen Plan eröffnet hatte, kam Milton abends mit einem Geschenk nach Hause. Es war ein Schmuckkästchen, das mit einem Zierband verschnürt war.